

Bewegung ATD Vierte Welt Basel
Wiesenschanzweg 20
4057 Basel
Tel. 061 692 92 05
PCK 40-15132-5
atd-basel@tiscalinet.ch



„Gemeinsam Kurs nehmen“ - Fachtagung „Armut in Basel“
Inputreferat 5. November 2004 - Ursula Messerli / ATD Vierte Welt

Armut heute in Basel

Mein Name ist Ursula Messerli, ich bin seit vier Jahren als Mitarbeiterin bei der Bewegung ATD Vierte Welt tätig und habe im Oktober 2003 zusammen mit meinem Partner die Leitung der Regionalgruppe Basel übernommen.

Ganz kurz zu unserer Organisation: ATD Vierte Welt¹ ist eine NGO, konfessionell und parteipolitisch neutral und wurde 1957 von Joseph Wresinski in einer Obdachlosensiedlung in der Nähe von Paris gegründet. ATD setzt sich weltweit zusammen mit Betroffenen für eine gerechtere Gesellschaft ohne Armut und sozialen Ausschluss ein.

In Basel ist ATD seit anfangs der 70er Jahre mit verschiedenen Projekten in den Bereichen Erwachsenen- und Kinderarbeit tätig.

Die heutige Armutssituation in Basel lässt sich in Ziffern und Statistiken ausdrücken, aber auch mit Begegnungen, Geschichten und Projekten illustrieren und erhält so konkrete Gesichter und Namen.

Wenn ich heute im Namen der Bewegung ATD Vierte Welt einige Gedanken zur Armutssituation in Basel mit Ihnen teilen möchte, dann ist es sicher aus dieser Sicht: Was bedeutet es heute für armutsbetroffene Kinder, Frauen und Männer in Basel, in Ihrer Situation zu leben.

Die Strassenbibliothek ist eines der aktuellen Projekte von ATD Vierte Welt in Basel, welches uns in den vergangenen zwei Jahren ermöglichte, in intensivem Kontakt mit armutsbetroffenen Familien zu stehen.

Ich erlaube mir kurz zu erklären, um was es bei diesem Projekt geht:

Einmal wöchentlich wird seit Januar 2003 hier im Matthäusquartier eine Strassenbibliothek für Kinder von ungefähr 5 – 12 Jahren durchgeführt.

Die Strassenbibliothek ist ein von der Internationalen Bewegung ATD Vierte Welt in den 70er Jahren weltweit ins Leben gerufenes Projekt, das in sozial benachteiligten Quartieren durchgeführt wird. Strassenbibliothek heisst: Mit Kindern Geschichten lesen, schreiben und auf andere kreative Arten erleben. Es ist ein bewährtes Mittel, gerade auch sehr isolierte Familien und deren Kinder zu erreichen, da die Strassenbibliothek auf der Strasse, vor den Augen der Eltern stattfindet. Wir versuchen das Angebot so niederschwellig zu gestalten, dass auch Kinder, die sonst an keinerlei ausserschulischen Aktivitäten teilnehmen, mitmachen können.

Die Strassenbibliothek fängt oft damit an, dass die Kinder zu Hause abgeholt werden. Manche Türen öffnen sich, andere bleiben verschlossen. Es sind oft armutsbetroffene Familien, die sich mit ihren Kindern in die soziale Isolation zurückziehen. Wichtig ist es, trotzdem immer

¹ Mehr Informationen zu ATD Vierte Welt unter www.atdvwqm.ch

wieder bei allen anzuklopfen und jeder Familie das Gefühl zu geben, das uns etwas an der Teilnahme ihrer Kinder liegt.

75 % der teilnehmenden Kinder sind Ausländerkinder. Die 25 % Schweizerkinder stammen vorwiegend aus sozial benachteiligten Familien. Ich wage zu behaupten, dass von den Familien, die wir durch die Strassenbibliothek kennengelernt haben, es Schweizerfamilien sind, die in grösster Armut und extremstem sozialem Ausschluss leben.

Persönliche Kontakte mit den Eltern der Kinder sind uns wichtig und ermöglichen es, auch ihre Anliegen in unser Projekt mit einzubeziehen.

Und dies ist vielleicht einer der wichtigsten Aspekte des Projekts, da es ja nicht nur darum geht, die Kinder sprachlich zu fördern - das ist uns natürlich auch sehr wichtig, da Sprache bekanntlich einer der wichtigsten Integrationsfaktoren ist; wer sich ausdrücken, mitreden kann, kann sich auch besser sozial integrieren; wer Zugang zum Buch findet, findet auch leichter Zugang zu Kultur und Wissen – sondern es geht uns auch darum, durch unsere Arbeit, die Familie in ihrem Ganzen zu stärken, und das ist nur möglich, wenn auch die Eltern in unser Projekt mit einbezogen werden.

Armutsbetroffene Familien durch den Kontakt mit Kindern kennenlernen und begleiten, das heisst auch, armutsbetroffene Familien mit anderen Augen sehen lernen: Mit den Augen der Kinder, die in ihren Eltern zuerst einmal die Mama und den Papa sehen, die sie lieb haben. Das ist ein anderer Ausgangspunkt als derjenige, den wir oft geneigt sind zu übernehmen: Nämlich zuerst einmal alle negativen Auswirkungen der Armut auf das Familienleben wahrzunehmen und im besten Falle von der Familie als „Problemfall“ zu sprechen.

Ich werde nun anhand von zwei Fallbeispielen konkreter aufzuzeichnen versuchen, was es für zwei Basler Familien heute heisst, in Armut zu leben.

Ich möchte jeweils anschliessend einige Punkte hervorheben, denen meines Erachtens besondere Wichtigkeit zukommt, wenn man von der heutigen Armutssituation spricht.

Frau Meier ist eine allein erziehende Mutter von vier vorschul – und schulpflichtigen Kindern. Sie lebt seit 10 Jahren von der Sozialhilfe.

Für Frau Meier ist die Strassenbibliothek ein wichtiger Ort, nicht nur für ihre Kinder, sondern auch für sie selbst als Mutter. „Wenn ich spüre, dass ein Ort für meine Kinder wichtig ist, dann habe auch ich Vertrauen“, sagt sie mir anlässlich eines Besuches bei ihr zu Hause. „Ich finde es wichtig, was ihr mit den Kindern macht“, fährt sie fort, „das gibt auch mir Ideen, zum Beispiel wie ich meinen Kindern ein Buch erzählen kann.“

Frau Meier hat keine Berufsausbildung und ihre Schulzeit verlief sehr unregelmässig; während der 9 obligatorischen Schuljahre ist ihre Familie 13 Mal umgezogen. Eine angefangene Lehre im Gastgewerbe musste sie abbrechen, weil ihre Mithilfe im Elternhaus notwendig war.

Später lernte Frau Meier ihren zukünftigen Mann kennen, und dann kamen auch bald einmal die Kinder. Zuerst versuchten Frau Meier und ihr Mann, die Familie mit Gelegenheitsjobs über die Runden zu bringen. Bald einmal aber wurde der Druck zu gross, die Ehe ging auseinander und Frau Meier wurde sozialhilfeabhängig.

Zeitweise zieht sich Frau Meier ganz in ihre Isolation zurück und geht kaum ausser Haus. Dann wieder schafft sie den Schritt nach draussen, versucht hier und dort freiwillig mitzuarbeiten und arbeitet halt auch mal schwarz, wenn Ende Monat gar kein Geld mehr da ist.

Auch ihr heutiges Leben ist von Unregelmässigkeit gezeichnet, ihr Alltag kennt kaum Strukturen. Doch wo hätte sie das lernen sollen?

Sie ist sich aber ihrer Situation bewusst, auch wenn oft die Kraft nicht dazu reicht, etwas daran zu ändern: „Ich möchte einmal etwas durchziehen können, damit meine Kinder auf etwas stolz sein können, das ich gemacht habe! Einmal mit jemandem zusammen arbeiten, der dann sagt: Frau Meier kann etwas! Es ist zu einfach, wenn man sagt, es sei alles nur meine Schuld, da ich in der Schule und der Lehre versagt habe! Niemand hat mich je gefragt: Was möchtest du lernen, welche Fähigkeiten möchtest du entwickeln?“, erklärt sie.

Ende Monat bleibt bei Familie Meier der Tisch mittags schon Mal leer. Da gibt's bei den Kindern auch kein Gemecker und kein Gemurre; das gehört zum Alltag. Die 9-jährige Melanie sagt dann jeweils während der Strassenbibliothek: „Ich mag nicht lesen, hab' Magenbrennen. Es gab nichts zu essen am Mittag, wir haben kein Geld mehr, und zudem ist noch die Jüngste krank.“ Mit etwas Glück hilft ein Nachbar mit etwas Milch oder etwas Kleingeld aus oder dann der Sozialdienst der Pfarrei. Dauert die Situation an, bleiben die Kinder manchmal längere Zeit der Strassenbibliothek fern und die Haustür verschlossen... Doch diesmal gibt's einen Ausweg, denn Melanie hatte kürzlich Geburtstag. Eigentlich wollte sie ja das Geburtstagsgeld vom Götti für die Herbstmesse zur Seite legen. „Jetzt habe ich es halt Mami gegeben, damit wir einkaufen können,“ erzählt sie während der Strassenbibliothek. Auf den Ausruf eines anderen Kindes: „Dann seid ihr aber wirklich arm!“, meint sie nur: „Ist doch normal, dass man einander hilft?“

Über die eigene Armut zu sprechen, ist nicht einfach. Oft sagt mir Frau Meier: „Dir kann ich's ja sagen, da müssen wir keine Angst haben!“ Angst wovor? „Angst davor, dass man mir sagt, ich schaue nicht recht zu meinen Kindern!“, antwortet Frau Meier, „und dann nehmen sie sie dir weg!“

So kommt es halt schon mal vor, dass Frau Meier die Kinder lieber nicht zur Schule schickt, als dass man dort bemerken könnte, dass sie hungrig sind oder müde, weil Frau Meier wieder einmal Bekannte, denen es noch schlechter geht, in der schon so zu engen Wohnung aufgenommen hat, die ihr dann nächtelang ihren Kummer erzählen und die Kinder natürlich erst spät zur Ruhe kommen lassen. Doch dann kommt auch schon bald die Retourkutsche: Warum schickt Frau Meier ihre Kinder nicht zur Schule? Unterstützt sie es etwa, dass ihre Kinder den Unterricht schwänzen?

Immer wieder versuchen wir, Nachbarn und andere Institutionen, die mit der Familie in Kontakt sind, Frau Meier in konkrete Projekte mit einzubeziehen: Zum Beispiel sie zur Mitgestaltung der Strassenbibliothek oder anderer Anlässe zu motivieren. Frau Meier betont immer wieder: „Ich möchte nicht einfach an Angeboten passiv teilnehmen, da fühle ich mich nicht gut, als hätte ich nichts zu geben.“

Doch immer kurz vor dem geplanten Einsatz kommt etwas dazwischen; entweder „war es nicht der Tag“, oder sie traut es sich dann doch nicht zu...

Kürzlich aber ist es Frau Meier gelungen, mehrere Engagements, die sie eingegangen ist, durchzuziehen. „Etwas aus eigenem Antrieb geschafft zu haben, das sind so wichtige Momente für mich!“, sagt sie darauf. Und nicht nur für sie; auch ihren Kindern geben solche Momente Kraft.

Als Frau Meier einen Brief von der Sozialhilfe bekommt, in dem ihr mitgeteilt wird, dass sie im Bereich „Integration“ eingestuft wird, verliert sie ganz die Nerven. Das Wort Integration versteht sie aber nicht im von der Sozialhilfe verwendeten Sinn, sondern für sie heisst das in etwa: „sofortige Integration in die Arbeitswelt“. Nach 10 Jahren Sozialhilfe und als Mutter von vier Kindern stellt für sie der alleinige Gedanke daran eine völlige Überforderung dar. Zum nächsten Termin auf dem Sozialamt erscheint sie nicht, ihre älteste Tochter geht hin, um die Mutter zu entschuldigen, und beim darauffolgenden Termin schreit sie in ihrer

Verzweiflung den Sozialarbeiter dermassen an, dass dieser konsterniert davon ablässt, mit Frau Meier zusammenzuarbeiten. Nur: Frau Meier weiss immer noch nicht, was „Integration“ bedeutet. Zum Glück kann eine Nachbarin, die einen ähnlichen Brief erhalten hat, sie dann kurze Zeit später darüber aufklären, dass der Bereich Integration die „langfristigen Unterstützungsfälle“ erfasst. Frau Meier nimmt darauf auch den Kontakt mit der Sozialhilfe wieder auf. Auch solche Verzweiflungsausbrüche gehören zu Meiers Alltag.

An einem Strassenbibliothek-Nachmittag stellt ein Kind die grosse Frage: „Warum sind wir auf der Welt?“ Da geht ein grosses Philosophieren unter den Kindern los, jedes sucht seine ganz persönliche Antwort auf diese Frage. Melanie liegt müde und bleich im Gras, hört lange zu und sagt dann mit leuchtenden Augen: „Um einfach glücklich zu sein!“

Ja, meine Damen und Herren, ich hätte dieses Fallbeispiel auch ganz anderes erzählen können: Ich hätte erzählen können, wie ich mir meistens einen Weg durch Frau Meiers Wohnung kämpfen muss, um dann auf einem zerschlissenen Polstersessel Platz zunehmen, zwischen einem defekten Elektrogerät und der Katze eingeklemmt, wie ich im Gespräch versuchen muss, den Fernseher zu übertönen oder zuerst einmal während einer Stunde Frau Meiers Geschrei aushalten muss, bis sie wirklich ausdrücken kann, was sie im Innersten bewegt, beunruhigt und beschäftigt. Ich hätte darauf hinweisen können, dass Frau Meier das Rauchen einstellen könnte, um mehr Geld für die Familie zu haben und, und, und.... Nicht, dass ich diese Realität nicht sehen will oder sie nicht auch Teil einer komplexen Situation ist, doch: Sind es wirklich diese Aspekte, die uns helfen können, die wahren Bedürfnisse armutsbetroffener Familien zu erfassen?

Bleibt man auf Vorurteilen – die ohne Zweifel auf beiden Seiten bestehen – sitzen, wird der Dialog von Beginn an blockiert, und eine Begegnung von Mensch zu Mensch, über die negativen Aspekte der Situation hinaus, wird unmöglich.

Dass Armut heute bei uns existiert, ist ein Skandal, dass Armut zudem noch in den meisten Fällen mit Schuldgefühlen, Ängsten und Schamgefühlen verbunden ist, ist noch skandalöser. Wenn wir es mit derart armutsgezeichneten Familien zu tun haben, könnte man leicht zur Überzeugung kommen, dass doch da die Kinder in unzumutbaren Verhältnissen aufwachsen müssen. Doch was ist hier wirklich unzumutbar? Ist es nicht in erster Linie unzumutbar, dass wir alle es doch irgendwie zu akzeptieren scheinen, dass Familien wie die Familie Meier kaum Chancen und Mittel haben, ihre Situation zu verändern?

Wenn alles fehlt, ist die Familie der letzte Zufluchtsort, das erfahren wir auf sehr eindrückliche Weise mit der Familie Meier. Doch ist sie nicht nur Zufluchtsort, sondern auch ein Ort, an dem die Kinder trotz inakzeptabler Umstände wichtige soziale Erfahrungen machen können: Ein Ort der gelebten Solidarität, an dem Verantwortung übernommen wird. Dies soll die Situation nicht beschönigen, sondern aufzeigen, dass auch in armutsbetroffenen Familien wichtige Werte an die Kinder weitergegeben werden können.

Frau Meiers solidarisches Verhalten geht sogar über die eigene Familie hinaus, und das ist typisch für viele armutsbetroffene Familien: man unterstützt sich zuerst einmal unter seinesgleichen, bevor man anderswo um Hilfe fragt. Natürlich könnte man auch diese Tatsache in Frage stellen: Ist es sinnvoll, dass noch Ärmere aufgenommen werden, wenn das Geld schon für die eigene Familie nicht ausreicht? Was jedoch unbestreitbar bleibt, ist, dass Frau Meier mit ihrer Tat solidarisch handelt. Dies wird jedoch kaum von jemandem gewürdigt werden; im Gegenteil: Im schlimmsten Fall wird sie noch für ihr Verhalten Kritik ernten.

Es ist eine Tatsache, dass wir alle immer wieder mit Situationen und Reaktionen Betroffener konfrontiert werden, die schwer zu verstehen sind, die uns leicht dazu führen könnten, über diese oder jene Familie den Stab zu brechen, für sie zu bestimmen, statt mit ihr zusammen Lösungen zu suchen. Doch da braucht es in den meisten Fällen einen Blickwechsel. Den zu vollziehen, das gelingt mir immer wieder durch den Kontakt mit den Kindern, die in ihren Eltern zuallererst eine liebende Mutter, einen liebenden Vater, einen Menschen sehen.

Das braucht Zeit, viel Zeit: Zeit, sich halt einmal eine Stunde zu unrecht anschreien zu lassen, bis dahinter das wirkliche Anliegen der Person hervorkommt; Zeit, immer wieder an verschlossenen Türen zu pochen, bis sie sich langsam öffnen; Zeit, Menschen aus ihrer Angst, Isolation und Scham herauszuführen. Doch: Welche Ämter, welche Personen haben heute noch die nötige Zeit für ein solches Engagement?

Es wird kein Umdenken in unserer Gesellschaft und unserer Politik möglich sein, es kann nicht von einer nachhaltigen Familienpolitik die Rede sein, die auch den Anliegen der schwächsten Familien Rechnung tragen wird, wenn sich niemand diese Zeit nimmt.

Ein weiteres Fallbeispiel:

Frau Keller lebt alleine mit ihrem 12-jährigen Sohn Georg. Sie wohnen zusammen in einer kleinen Staatswohnung. Frau Keller ist Teilzeitbeschäftigte und bringt mit ihrem kleinen Lohn sich und ihren Sohn mehr schlecht als recht durch. „Wir gehören zu Basels Armen“, sagt mir Frau Keller, „und wenn ich nicht sehr aufpasse, dann reicht es nicht Mal fürs Nötigste.“

Georg wird im Quartier von den anderen Kindern ausgeschlossen. Als wir mit dem Projekt Strassenbibliothek angefangen haben, sagte uns eine Mutter aus der Nachbarschaft: „Ihr seid ja verrückt, Georg mitmachen zu lassen. Dieser Junge ist völlig gestört, das wissen alle hier im Quartier. Wenn ihr den mitmachen lässt, dann lasse ich meine Kinder nicht mehr runter!“

Frau Keller lebt sehr zurückgezogen, und oft bleiben in ihrer Wohnung tagelang die Fensterläden geschlossen. Meine Kontakte mit ihr reduzieren sich anfangs auf kurze Gespräche via Gegensprechanlage, wenn ich vor der Strassenbibliothek Georg abholen gehe. Dank intensiver Betreuung findet Georg allmählich seinen Platz in der Kindergruppe, seine Wutausbrüche werden seltener, und die Kinder entdecken, dass Georg auch ganz anders sein kann. Georg findet Freunde, das gibt ihm die nötige Sicherheit, um fast ohne zu stören bei unseren Aktivitäten mitzumachen. Unsere positiven Rückmeldungen machen Frau Keller Mut. Jetzt kommt es schon Mal zu einem Gespräch mit ihr auf der Strasse, beim Abholen öffnen sich das Fenster und hie und da sogar die Tür. Langsam entsteht eine Beziehung zu Frau Keller, weil sie spürt, dass Georg wirklich seinen Platz in unserem Projekt hat. Die Tatsache, dass ihr Sohn fähig ist, Freundschaft zu erleben, sich in eine Gruppe integrieren zu können, stärkt sie und gibt ihr Vertrauen.

Doch daneben läuft nicht alles rund. Immer wieder bekommt Frau Keller nicht unberechtigtweise zu hören, dass ihr Sohn in der Schule ein Verhalten aufweise, das zuweilen untragbar sei.

Frau Keller hat das Gefühl, dass es nicht genug ist, dass sie Tag für Tag schauen muss, wie sie sich und ihren Sohn über die Runden bringt, nein, zudem hat sie immer auch noch den Eindruck, dass sie gerade weil sie in Armut und als allein erziehende Mutter lebt, ihre Erziehungsarbeit genauso gut – wenn nicht noch besser - als alle anderen Mütter machen muss.

Nebst intensiver schulpsychologischer Betreuung, beschliesst sie dann mit ihrem Sohn zusammen, dass Georg in seiner Schule an der Ausbildung zum „Friedensstifter“ teilnehmen soll. Georg erzählt uns stolz, dass er diese Ausbildung erfolgreich absolviere. Doch: Nach einigen Monaten kommt die grosse Enttäuschung. Nie wird er von anderen Kindern

angefragt, einen Konflikt lösen zu helfen. Es ist als könnte Georg sich nicht von diesem Etikett befreien, das man ihm seit frühester Kindheit angehängt hat. Jetzt geht es nur noch bergab; Georgs Verhalten gegenüber seinen Mitschülern und den Lehrern wird immer aggressiver, sein Unfug ist zuweilen so grob, dass das Jugendamt eingeschaltet wird. Mutter und Sohn verlieren in dieser Zeit den kleinen Boden, den sie noch unter den Füßen hatten, ganz. Dann kommt es zum unausweichlichen Entscheid: Fremdplatzierung.

Frau Keller versucht diese Massnahme nicht nur negativ zu betrachten. „Ich bin wirklich auch überfordert“, erklärt sie müde. Doch nach dem Gang aufs Jugendamt sagt sie: „Wie soll ich noch glauben können, dass eine Massnahme wie die Fremdplatzierung zur Stärkung unserer Familie beitragen soll, wenn du seit Monaten nur immer hörst: Wenn sich Georg nicht bessert, kommt er ins Heim? Wie kann man eine Strafe als eine Chance wahrnehmen, wenn sie mit dem Gefühl verbunden ist, dass wir beide versagt haben; Georg in der Schule und ich als Mutter?“

Georg ist jetzt seit bald einem Jahr plaziert, sein Verhalten ist noch aggressiver geworden, und er wird von einem Heim zum anderen abgeschoben.

Frau Keller lebt seither noch isolierter. „Jedesmal, wenn das Telefon läutet, habe ich Angst“, sagt sie, „sicher sind es wieder die vom Heim, um mir zu berichten, was Georg wieder Schlimmes angestellt hat. Und was mache ich dann damit?“, fragt mich Frau Keller. „Wer gibt mir Kraft und die Mittel, mit der Situation fertig zu werden?“

Trost und Verständnis findet Frau Keller bei ihrer Nachbarin, der als junge Mutter alle vier Kinder weggenommen wurden. Heute ist sie Grossmutter und gehört einer Vereinigung von Tagesmüttern an. Sie tröstet sich über ihren Kummer hinweg, indem sie heute mit Leib und Seele Tagesmutter ist und Kinder berufstätiger Eltern beaufsichtigt. Auch andere Nachbarn im Quartier haben die Fremdplatzierung ihrer eigenen Kinder erlebt. Diese Personen werden für Frau Keller zu wichtigen Zufluchtsorten.

Frau Keller ist kein Einzelfall. Wie wir auch schon im vorangehenden Beispiel gesehen haben, gehört die Angst, dass man der Familie die Kinder wegnehmen könnte, zum Alltag vieler armutsbetroffener Familien. Die Hälfte aller Familien, die mit ATD Vierte Welt in der Schweiz in Kontakt sind, haben Fremdplatzierungen erlebt oder erleben sie zurzeit.

Aus Angst vor dieser Massnahme ziehen es viele Familien vor, sich selber irgendwie durchzuschlagen oder sich ganz in die Isolation zurückzuziehen, anstatt in Erziehungsfragen rechtzeitig um Hilfe zu bitten. Oft reagieren sie in schwierigen Situationen so, dass sich die Situation noch verschlimmert und gerade zu der Massnahme führt, die man doch eigentlich verhindern wollte: Die Fremdplatzierung. Das erlebt man im ersten Fallbeispiel mit Frau Meier sehr eindrücklich: Lieber werden die Kinder zu Hause behalten, als hungrig zur Schule geschickt.

Dass die Armut dieser Familien mit der Fremdplatzierung ihrer Kinder nicht überwunden wird, scheint uns allen klar. Platzierungen können auch ohne Zweifel über eine gewisse Zeit in gespannten Familienverhältnissen Erleichterung schaffen, wenn man gleichzeitig auch den Eltern die Möglichkeit gibt, die Familie neu zu organisieren und sie in regelmässigem, aktivem Kontakt mit ihren Kinder stehen können.

Doch dominiert zu oft, gerade bei sehr fragilen Eltern, das Gefühl, versagt zu haben. Die Platzierung wird nur noch zu einem weiteren erniedrigenden Bestandteil ihrer Biographien, an dessen Überwindung viele Eltern und ehemals plazierte Kinder im Erwachsenenalter oftmals ihr Leben lang kämpfen.

Dass ein Zusammenhang zwischen Armut und Fremdplatzierung besteht, scheint uns unumstritten. Die Konsequenzen solcher Massnahmen auf das Familienleben armutsbetroffener Familien genauer zu analysieren, ist unerlässlich, um noch besser erfahren zu können, welche Art von Hilfe denn diese Familien wirklich stärken kann und mit ihnen zusammen Alternativmassnahmen zu suchen.

Kinder, so sagen uns armutsbetroffene Eltern immer wieder, sind unser einziger Reichtum. In der Tat sind es oft die Kinder, die es diesen Familien ermöglichen, vermehrt am sozialen Leben teilzuhaben. Kinder geben Eltern auch ein ganz neues, für manche Eltern bisher unbekanntes Wertgefühl. Kinder befähigen Mütter und Väter zum Elternsein. Mit der Familiengründung ist auch die Hoffnung, „dass nun alles besser wird“ verbunden. Vielleicht leben die Eltern sogar seit langem wieder einmal zukunftsorientiert: „Wir werden uns dafür einsetzen, dass es unsere Kinder einmal besser haben werden als wir!“

Wenn nun diese Eltern in ihrer Rolle versagen, dann ist der Misserfolg in ihrer fragilen Situation doppelt schlimm oder sogar noch schlimmer, wenn die Eltern in ihrer Kindheit selbst plaziert waren und so das eigene Schicksal auf die nächste Generation weitervererbt wird. Das bisschen durch die Kinder erlangte persönliche Identität und soziale Integration gehen bei solchen einschneidenden Massnahmen oft ganz verloren.

Armutsbetroffene Familien aktiv in ihre Aufgaben einzubinden, ist ein anspruchsvolles Unterfangen. Dies gilt für alle Bereiche ihres Alltags. Oft haben sie keinerlei Erfahrungen, was ein aktives Mitbestimmen anbelangt, da sie es bisher eher gewohnt waren, dass man für sie und über sie entscheidet. Sie aus dieser passiven in eine aktive Rolle hineinzuführen, braucht viel Geduld und eine gute Kenntnis ihrer Lebenssituation. Dass ihr Wille dazu da ist, darüber hinweg dürfen uns auch Misserfolge nicht täuschen.

Kurz zusammengefasst möchte ich uns alle dazu ermutigen, uns in unserem Berufsalltag immer wieder die Frage zu stellen: Trägt unsere Hilfe, Unterstützung oder Massnahme auch wirklich zur Stärkung und Befähigung der ganzen Familie bei, und diesen Ansatz auch zusammen mit den betroffenen Familien zu prüfen.

Und überhaupt: Definieren sich Grad und Stärke der Armut in unserer Gesellschaft nicht gerade in erster Linie daran, wie sehr wir daran zu glauben bereit sind, dass armutsbetroffene Familien befähigt werden können, ihren Aufgaben nachzukommen; also an der Qualität der Beziehungen, die Armutsbetroffene in ihrem jeweiligen sozialen Umfeld leben können?

Oder wagen wir es auch ganz einfach, die Frage der Familienarmut mit den Augen betroffener Kinder zu sehen, so wie sie es 1999, anlässlich des 10jährigen Bestehens der Kinderrechtskonvention, am internationalen Kinderforum² in Genf mit ihren Worten ausdrückten:

„Das Wichtigste für uns ist die Familie. Ohne Familie kann man nicht leben und nicht aufwachsen. Aber ohne Freundschaft im Haus und in der Gemeinschaft kann die Familie nicht leben. Wenn keine Freundschaft da ist, gibt es kein Leben.“

² Das internationale Kinderforum wurde 1999 von „Taporì“, dem Kinderzweig von ATD Vierte Welt organisiert. Mehr Informationen zu Taporì und zum Kinderforum unter www.taporì.org